

DER FRIEDERIZIANER

Mitteilungsblatt der Vereinigung ehemaliger Schüler und
der Schulgemeinde des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford

Nummer 17

Januar 1956

Wie man in alten Zeiten am Hofe der Fürstäbtissin in Herford lebte

Gustav Schierholz

Daß man nicht schlecht lebte, davon zeugen zahlreiche Urkunden. Der Güterbesitz der Abtei war nicht unbedeutend, er umfaßte an die 100 000 Morgen in der Umgebung von Herford, in Lippe, im Münsterlande, an der Weser, im Sauerlande, ja sogar am Rhein, wo zahlreiche Weinberge einen guten Tropfen lieferten. Kaiser und Könige hatten dafür gesorgt, daß die Damen des Klosters, das schon bald nach der Gründung in ein freiweltliches Stift umgewandelt wurde und der Versorgung der Töchter des sächsischen Hochadels diene, nicht schlecht lebten. Es wohnten außer der Fürstäbtissin zwar nur 14 Damen im Kloster, dafür aber eine große Zahl von dienstbaren Geistern. Zu unterhalten waren neben den 4 Hofgeistlichen, den sogenannten Wochenherren, noch 3 Diakone, mehrere Subdiakone, Rektoren der Kapellen, des Krankenhauses, der Lateinschule, zahlreiche Handwerker und Diener, Dienstmädchen, Kochfrauen, 2 Glöckner, zu deren Unterstützung an den Feiertagen noch 8 Glöcknerinnen hinzugezogen wurden. Ein Oberkoch führte die Aufsicht in der Küche; ihm zur Seite standen 3 Köche und mehrere weibliche Hilfskräfte. Den Hofgarten besorgte ein Gärtner, die Brauerei beaufsichtigte ein Brauer, der aus etwa 5000 Scheffel Braugerste ein Süßbier herstellen mußte, das man mit Honig würzte. Bier gab es in zwei Sorten, ein Dünnbier aus Hafer gebraut und ein besseres aus Gerste. An Hafer wurden jährlich etwa 8000 Scheffel geliefert. Das Stift hatte eine eigene Bäckerei, ein Goldschmied sorgte für die Anfertigung und Instandhaltung der Geräte, ein Ofenheizer heizte von Martini bis zum Pusinnenfest (23. 4.). Das Holz lieferten die Höfe, das Anmacheholz die beiden Höfe Libbere und Seligenwörden. Sie waren verpflichtet, abwechselnd jedes Jahr zwei große Bäume, die der Stiftsküster fällt, anzufahren.

Tore und Türen unterstanden der Aufsicht eines Hausmeisters, der den Namen „Waltmeger“ führte. Für die Anfertigung der Kerzen sorgte der Kerzengießer, dem die Höfe das Rohmaterial in Form von Wachs liefern mußten. Selbst große Kerzen wurden für den Hochaltar im Münster gegossen, Kerzen von 3 Pfund Gewicht.

Alle diese Handwerker beschäftigten auch noch Gehilfen in großer Zahl, Küchenmädchen, Scheuerfrauen, Mädchen für das Haus, den Keller

und noch manche andere. Zwei Badefrauen sorgten für die Reinlichkeit, mit der es in späterer Zeit anscheinend nicht mehr so genau genommen wurde. Da lebte nämlich im 15. Jahrhundert in Herford ein gelehrter Mann, der Arzt Hermann Swarte, der sogar den Magistertitel erworben hatte. Vielleicht war er Hofarzt. Er erhielt von der Äbtissin als Lehen ein Haus, in dem er eine Badestube einrichten wollte. Hier sollten die Äbtissin und ihre Hofdamen umsonst baden können „nach ihrem Wohlgefallen“, wie es in der Urkunde heißt. Ob er es aus Menschenfreundlichkeit oder aus gesundheitlichen Gründen tat, darüber gehen die Meinungen auseinander.

Mit dem Stift war neben der Lateinschule auch ein Mädchenpensionat verbunden, vielleicht besuchten es die zukünftigen Stiftsdamen, die hier für ihren schweren Beruf vorgebildet wurden. Sie wurden besonders in der Anfertigung feiner Handarbeiten unterwiesen, lernten auch etwas Latein, soweit es für den Gesang in der Kirche erforderlich war.

Der hungrigen Mäuler waren also nicht wenige im Klosterbezirk, die teils im abteilichen Gebäude wohnten, teils in den übrigen Häusern der Klosterfreiheit zwischen Werre und Aa, von der Stadt durch Mauern und Gräben getrennt. Für ihres Leibes Notdurft und Nahrung war reichlich gesorgt. Schweine, Kühe, Kälber, Schafe, Lämmer, Hähne, Hühner, Gänse mußten in großer Zahl geliefert werden. Allein mehr als 500 Schweine, teils gemästet mit einer drei Finger dicken Speckschicht, teils magere Schweine, auch Spanferkel. Es ist ja nicht anzunehmen, daß alle diese Tiere von den Damen und der Dienerschaft allein verzehrt wurden. Vielleicht hat man auch regen Handel mit ihnen getrieben und sie auf dem Markt bei den Fernkaufleuten gegen feine Tuche oder andere Luxusartikel eingetauscht. Leinen mußten die Gutsbeamten reichlich liefern, aber mit den feinen Tuchen haperte es. Daß die Schweinezucht schon im frühen Mittelalter blühte, davon zeugt die Gütemarke; es heißt nämlich einmal „porci de Westfalia“, „Schweine aus Westfalen“, im Gegensatz zu den offenbar minderen Tieren aus anderen deutschen Ländern.

An drei Tagen in der Woche gab es Fleisch, am Sonntag, Dienstag und Donnerstag, außerdem an den vielen Fest- und Feiertagen; an den hohen Festtagen war der Verbrauch außergewöhnlich groß. Besonders feierlich wurde das Weihnachtsfest begangen. Schon am Heiligen Abend fing die Schlemmerei an. Da erhielt jede Stiftsdame 1 Hühnchen und $\frac{1}{2}$ Gans. Vorher aber mußten sie Weihnachtslieder anstimmen. Singen verursachte Durst, zu dessen Löschung die Äbtissin einen Krug Wein, der 7 große Humpen enthielt, stiftete.

Am 1. Weihnachtstag wurde das Gelage fortgesetzt. Die Damen versammelten sich im Speisesaal und frühstückten. Da es noch keinen Kaffee gab, trank man Süßbier oder aß eine Biersuppe. Am Weihnachtstag wurde aber auch zum Frühstück ein großer Humpen Wein gereicht, aus dem alle Damen tranken. Vorsorglich heißt es weiter in dem Schriftstück „sollte etwas übrig bleiben, so sollen die Reste die Serviermädchen erhalten“. Und dann folgte das Mittagessen in Gestalt von 9 Gängen, dazu Semmeln aus reinstem Weizenmehl. Es müssen Riesensemmeln gewesen sein, da aus 7 Scheffel Mehl 12 Semmeln gebacken wurden. Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß das Mehl mit gutem Bier und gutem Wein gewürzt wird.

Das Oster- und Pfingstfest wurde in ähnlicher Weise begangen, ebenso der Pusinnentag, zum Andenken an die Pusinna, die Stiftsheilige, deren Körper als Reliquie im Jahre 860 zur Kirchweihe von Frankreich nach Herford überführt wurde.

Um wohlgenährt die Fastenzeit überstehen zu können, erhielt jede Dame eine große Schüssel mit 9 Gängen, 16 gefüllte Hähnchen, die man „wolfhinken“ nannte. Zur Füllung dieser Hähnchen diente $\frac{1}{4}$ Schinken und 80 Eier. Am Rosenmontag und Fastnachtsdienstag erhielt jede Dame eine Urne Butter. Nach diesen guten Tagen wurde es etwas magerer. Jeder Dame wurde am Aschermittwoch von der Äbtissin der Betrag von 8 Schillingen zum Ankauf von Heringen zugeteilt. In der Fastenzeit selbst lebte man in der Hauptsache von Fischen aus den beiden Teichen am Düsediekerbaum, die der Bäume zu betreuen hatte. Um die Fische war man sehr besorgt. Wenn in der Winterzeit die Teiche zufroren, waren die Bürger der Stadt, die kein Haus ihr eigen nannten, sondern zur Miete wohnten, angehalten, in die Eisdecke Löcher zu schlagen, um den Fischen frische Luft zuzuführen. Außer den Heringen wurden auch feinere Fische geliefert, Hechte, in die sich die Stiftsdamen und die hohen Geistlichen teilten.

Wenn Schlachtfest angesetzt war, lebte man in Erwartung der bevorstehenden Genüsse. Da wird berichtet von Eisbeinen, Schulterschinken, Würsten von drei Ellen Länge, egelsbrade, slopebrade, auch die Bezeichnung „metworst“ erscheint hier zum ersten Mal.

Besonders gefeiert wurde auch das Andenken an den ersten Gründer der Abtei, den Wolderus oder Waltger. In der Sage von der Stiftsgründung spielt eine Kuh von der Herde des Waltger eine große Rolle. Zu seinem Gedächtnis wurde alljährlich eine Kuh geliefert und geteilt. Die Äbtissin und ihre Damen erhielten die Bratenstücke, die Kellermeisterin die Zunge und die „flubben“ (Flomen), der Glöckner das Fell mit dem Fett, jedoch ohne das Nierenfett, wie ausdrücklich gesagt wird. Dieses Nierenfett wird den beiden Frauen in der Küche und den beiden Vorleserinnen zugeteilt. Die inneren Teile wie Magen, Leber, Lunge usw. erhalten die Glöcknerinnen und die beiden Serviermädchen.

Auch das Backwerk spielt eine nicht geringe Rolle. Die Semmel ist schon erwähnt, eine besondere Semmel trägt den Namen „Bischofssemmel“, die unter die Amtmänner verteilt wurde. Auch Törtchen sind in der damaligen Zeit nicht unbekannt, die wurden aus Hafer hergestellt. Sonst bildete Roggenbrot die tägliche Speise, die Brote nennt man „studelroghen“; aus einem Scheffel wurden 12 Brote gebacken. Weizengebäck gab es nur an den Festtagen.

Eierspeisen sind wohl bekannt, auch Käse gab es, sogenannte friesische Käse und auch einen „Königskäse“.

In späteren Zeiten wird die Beköstigung nicht mehr so reichhaltig gewesen sein. Die Abtei verarmte mehr und mehr, es wurden Schulden gemacht, Güter verpfändet und oft nicht wieder eingelöst. Als die Abtei im Jahre 1806 aufgelöst und dem preußischen Staat einverleibt wurde, waren die Einkünfte recht mager geworden.

Mit freundl. Genehmigung des Verfassers entnommen dem „Ravensberger Heimatkalender 1956“.

Wandern

Wenn wir vielleicht auch schon seit Generationen nicht mehr dem Bauernstande angehören, so stammen wir doch alle wohl mit wenigen Ausnahmen ursprünglich vom Lande.

Unsere Vorfahren waren Bauern.

Und wenn früher ein Bauer einen Hektar Ackerland gepflügt hatte, mit vier Furchen auf einen Meter, dann war er 40 km hinter dem Pfluge gelaufen.

Ähnlich war es bei allen Bestellungenarbeiten. Die Hauptarbeitsleistung des Landmanns lag in den Beinen. Und diese Jahrtausende alte Gewohnheit hinterließ in uns allen noch heute das Bedürfnis zum Wandern. Ja, das tägliche Wandern tut uns not, und wer dieser Erkenntnis lebt, der bleibt gesund und fühlt sich wohl. Und besonders mit den Modekrankheiten hat er nichts zu tun.

Wem aber Bewegung Strafe bedeutet, wer auch für den kleinsten Weg den Kraftwagen anspringen läßt, mit dem steht es umgekehrt. Bei ihm stauen sich nicht nur im Nichtstun die Säfte, nein, auch die Erregung des Fahrens findet nicht ihren körperlichen Ausgleich.

Wandern ist Bewegung ohne Erregung. Kraftfahren ist Erregung ohne Bewegung.

Radfahren, heute auch schon überlebt, mag in der Mitte liegen.

Wie angenehm empfindet es z. B. der gehetzte „Manager“, daß er beim Wandern durch Fernsprecher nicht belästigt werden kann. Wie frei und ungeniert können sich die Gedanken entwickeln. Man muß nur erst einmal den Absprung gefunden haben. Oder man muß, falls in erträglichen Grenzen, den Weg zur Arbeitsstätte zu Fuß zurücklegen. Damit ist schon viel erreicht, zumal wenn der Heimweg bergan geht.

Daß die Gabe des sich auch auf weite Strecken noch zu Fuß Fortbewegenkönnens in uns allen noch erhalten ist, hat der letzte Krieg mit seinen gewaltigen Marschleistungen wieder bewiesen. Die höchste Tagesleistung des Infanterie-Regiments, dem anzugehören ich die Ehre hatte, waren 92 km. Ich selbst saß allerdings im Sattel, wurde aber von den eigentlichen Infanteristen gerade darob bestaunt.

Natürlich erfordern solche Leistungen harte Übung und eisernen Willen. Und ich verstehe wohl den Ausspruch meines infanteristischen Bruders: „Nach 50 km Marsch hat der Heldentod seine Schrecken verloren.“
C. H. Huchzermeyer

Chronik

Kohlessen und Mitgliederversammlung

Am 26. November 1955 versammelten wir uns im Hotel Stadt Berlin. Kohlessen und Mitgliederversammlung war der Anlaß unserer Zusammenkunft. 95 Ehemalige hatten sich eingefunden. Wir hatten die besondere Freude, Karl Pfeffer-Wildenbruch begrüßen zu können, der

erst wenige Wochen vorher aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war.

Das Essen war wirklich gut; die Einladung hatte nicht zuviel versprochen: es war „noch besser als im Jahre vorher“.

Nach dem Essen wurde der geschäftliche Teil schnell abgewickelt. Vielleicht in manchen Teilen etwas zu schnell. Denn bei der Wahl neuer Vorstandsmitglieder wäre es vielleicht doch zweckmäßig, die gemachten Vorschläge ein ganz klein wenig zu erörtern. —

Der Erste Vorsitzende gedachte zunächst derer, die im Berichtsjahr verstorben sind. Stehend hörten die Anwesenden die zwölf Namen.

Es folgte der Bericht des Schriftführers. Über die bekannten Ereignisse des Vereinslebens hinausgehend wies er darauf hin, daß die Mitgliederzahl 500 überschritten hat. Trotz der ungewöhnlich starken Verluste durch Tod hat unsere Vereinigung doch solche Anziehungskraft entwickelt, daß immer wieder Ehemalige angezogen werden, die bislang noch fernstehen. Eine Reihe Ehemaliger ist eifrig darum bemüht, diese anzusprechen und zu uns zu bringen. In diesem Verein, der wegen seiner Größe Gefahr laufen könnte, eine Organisation zu werden, ist der Gedanke von Ewald Lütjens sehr zu begrüßen, über den ja bereits berichtet ist: „Das silberne Abitur.“ Die Idee wurde von Otto Becker mit dem „goldenen Abitur“ dankenswerterweise aufgegriffen. Nur so kann wirkliches Leben herrschen, wenn es von innen kommt.

Es schloß sich der Bericht des Kassierers an, der folgende Zahlen auswies:

Einnahmen:	
Beitragseinnahmen	2360,— DM
Festeinnahmen	282,65 „
Ausgaben:	
Porto	616,38 DM
Schule	756,70 „
Veranstaltungen	433,31 „
Sowjetzonenpakete	315,04 „
Formulare, Umschläge	298,94 „
Kränze, Blumen	153,44 „
Telefon	135,84 „
EMR	97,— „
Mützenschrank	68,— „
Sonstiges	111,46 „
Bestände bei Prüfung:	
Postscheck	542,04 DM
Sparkasse	476,07 „
Bargeld	38,11 „

1056,22 DM

Der Kassierer bedauerte, daß die Zahlungen zum großen Teil erst nach Anmahnung eingingen und bat darum, seine Arbeit doch durch pünktliche Zahlung zu erleichtern.

Dem Vorstand wurde einstimmig Entlastung erteilt.

Es wurden neu gewählt als:

2. Vorsitzender das Vorstandsmittglied Heinrich Lindenstromberg,
Beisitzer: Heinz Emmerich, Dieter Lakemeier.

Nun ergriff der Schulleiter, Oberstudiendirektor Brumberg, das Wort. Er dankte der Vereinigung für die Hilfe, die der Schule und ihm zuteil geworden war. Er konnte darauf hinweisen, daß auch die Unterstützung der Handballmannschaft nicht vergeblich gewesen war. Wenige Tage zuvor hatte das Friedrichs-Gymnasium die Stadtmeisterschaft errungen. Er gab bekannt, daß er mit anderweitig zur Verfügung stehenden Geldern und Geldern, die er von der Vereinigung erhalten habe, Faltboot und Zeltausrüstung zu kaufen gedenke, die den Schülern über das Wochenende und in den Ferien zur Verfügung stehen sollen.

Dirk Ahlers und Georg Grohmann zeigten anschließend einen Film, den sie anlässlich der Trainingsfahrt der Handballmannschaft gedreht hatten. Auch er war eine stolze Bilanz: kein Spiel verloren.

Als Schluß und als Krone des Abends hörten wir Ewald Lütjens mit einer Skizze über Ernst Brunotte. E. K.

Forum

Unsere Ehemaligen in Übersee freuen sich wohl am meisten über die Nachrichten, die ihnen der „Friederizianer“ bringt. Hier ein Abschnitt aus einem Brief eines Ehemaligen, der in Südafrika ansässig ist, wenn er nicht gerade mit seinem Schiff — er ist Kapitän — auf See fährt.

z. Z. auf See, den 12. Oktober 1955

... Vielleicht interessiert den einen oder anderen so im kurzen, was ich alles erlebt habe. Ich war bei Kriegsausbruch 3. Offizier bei den Deutschen Afrika-Linien auf dem Passagierdampfer „Watussi“, den wir im Dezember 1939, 110 Meilen südlich vom Kap der Guten Hoffnung, versenken mußten. Es folgten sieben Jahre Internierung in Südafrika. Da kein Schiffsraum vorhanden war, uns zu repatriieren, saßen wir noch bis Weihnachten 1946 im Lager, bis wir durch Bittschriften der hiesigen Reformierten Kirche dann auf Parole entlassen wurden. Um dann der Repatriierung zu entgehen, fuhr ich auf der Viermastbark „Lawhill“ als Segelmacher wieder los und war schon 1947 in Buenos Aires und Australien. Dann folgten sechs Jahre Wartezeit, bis ich hier naturalisiert werden konnte, da man nach hiesigen Gesetzen Südafrikaner sein muß, ehe man auf hiesigen Schiffen als Offizier fahren darf. Ich ging nach Johannesburg und arbeitete als Rigger auf den Goldminen, ging dann noch ein Jahr nach Südwestafrika, um in Walvisbay Fischfabriken aufzubauen. Dann wurde ich endlich 1953 naturalisiert und konnte wieder in meinen Beruf zurück. Wieder mußte ich von unten anfangen. Nachdem ich in Deutschland 1938 mein Kapitänspatent bestanden hatte (obwohl man mir in der Sexta damals prophezeit hatte, daß es nur zum Ritzenschieber bei der Straßenbahn reichen würde ...??), mußte ich hier wieder erst meine Fahrzeit vollmachen, machte so im Jahre 1954 mein

hiesiges Steuermannspatent und nun ein Jahr später mein hiesiges Kapitänspatent. Dadurch bin ich natürlich heute Gold wert. Als ich aus dem Examenzimmer kam, standen da gleich drei Reeder, die mich als Kapitän haben wollten.

Ich habe mich riesig über die Mitteilungsblätter gefreut. Leider hörte ich, daß viele meiner früheren Klassenkameraden nicht mehr sind, im Osten und Nordafrika gefallen. Auch lösten die Mitteilungen etwas Heimweh aus, aber man kann die Uhr nicht zurückstellen. Ich grüße alle, die sich meiner noch erinnern, Herrn Direktor a. D. Dr. Holtschmidt, der mein Klassenlehrer bis zur Quarta war. Die anderen Lehrer sind wohl inzwischen schon alle gestorben, doch fand ich noch einige Namen meiner Klassenkameraden vor, ich grüße sie alle. Bis es mir dann mal möglich ist, selber zu einem Stiftungsfest nach dort zu kommen, muß mein Bruder mich dort vertreten und mit einem schönen Glas „Felsenkeller Bier“ anstoßen.

Mit freundlichen Grüßen W. A. A., Cape Town, South Africa

P. S.: Ich habe noch einige ehemalige Gymnasiasten im Lager gefunden, die als Farmer in Südwest sitzen. Ich werde ihre Adressen herausfinden und die Mitteilungsblätter an sie weitersenden. Vielleicht hören Sie dann auch von ihnen. Das sind v. Wietersheim und Reischauer. W. A. A.

☆

... Mit großer Freude nehme ich immer den mir zugesandten „Friederizianer“ zur Hand, um zu erfahren, was in der Schule vorgegangen ist, und wie auch der Zusammenhang von alt und jung sich gestaltet hat. Und als ich in der letzten Nummer 16 vom Oktober las, wie sehr sich der Herr Schriftführer freut, wenn er mal von den Mitgliedern etwas hört, da beschloß ich, auch mal zu schreiben. Dazu wäre als — wenn auch geringfügiger — Anlaß die Tatsache gegeben, daß im November vierzig Jahre vergangen sind, seit ich als Fahnenjunker-Unteroffizier des Inf.-Regt. Nr. 17, dessen Ers.-Batl. damals in Herford lag, am alten Gymnasium Fridericianum das Kriegsabitur baute. Aber die alten Lehrer von damals kann ich nur noch in der Erinnerung grüßen: den Direktor Denecke und die Professoren Böckelmann, Fiensch, Fulda, Lümckemann und Schatte. Alle ruhen in der kühlen Erde, wie so viele von meinen damaligen Mitschülern der grüne Rasen auf irgend einem Ehrenfriedhof in fremden Ländern deckt. — Aber der Geist der Schule lebt und blüht in allen denen, die jetzt in den Räumen lehren und lernen, wo wir einst saßen. So grüße ich herzlichst das alte Gymnasium Fridericianum und den Verein der „Ehemaligen“ und wünsche beiden ein weiteres Blühen, Wachsen und Gedeihen. W. K., Bad Oeynhausen.

Aus dem Leben der Schule

Im letzten Heft wurde Verschiedenes geschrieben über die ungewöhnlich anregende Ausstellung „documenta“ in Kassel, die von Oberstufenschülern mit ihren Lehrern besucht wurde. Etwas später folgte eine andere Studienfahrt — ebenfalls durch Spendengelder ermöglicht — nach

Bochum zur Atomausstellung. Mit OStRat Proffen, StRat Dr. Korfsmeier und StRef. Eckardt führen technisch interessierte Oberstufenschüler am 23. September nach Bochum, um dort eine eindrucksvolle Vorstellung von den Möglichkeiten friedlicher Auswertung der Atomkraft zu erhalten, die ja die Zukunft der jungen Generation weitgehend und noch fragevoll bestimmen wird.

Solche „Studienfahrten“ wirken vielseitig anregend und können gut für den Unterricht ausgewertet werden. Sie sollen weiterhin unter Führung von Fachlehrern durchgeführt werden. Dagegen ist das eigentliche Schulwandern zum großen Leidwesen von Schülern, Eltern und ebenso Lehrern noch nicht wieder aufgenommen, weil nach wie vor kein eindeutiger Rechtsschutz für diejenigen Lehrer gewährleistet ist, denen eine Art von unmöglicher Aufsichtspflicht zugemutet wird, wie eine Serie von Gerichtsurteilen beweist. Bei anderen Schulen aller Arten in Herford und im Lande ist es ebenso.

Wie sehr das sportliche Leben gerade an unserem altsprachlichen Gymnasium gepflegt wird, ist bekannt und erwiesen. Im Handball hatte unsere Schulmannschaft am 25. November ihren großen Tag, als sie im Schützenhof im Endspiel die Landesligamannschaft von VfB Herford mit 7:5 überzeugend schlug und damit Herforder Stadtmeister wurde. Es erregte weithin Aufsehen, daß eine Schulmannschaft — seit Jahren geschult und betreut von StRat Dr. Saborowski — alle Vereinsmannschaften „in die Schule gehen“ ließ und die von der Stadt Herford gestiftete Wandplakette der vorjährigen siegreichen Kreisklassenmannschaft abnehmen konnte. Der Preis hängt z. Z. im Gymnasium.

In den Tenniswettkämpfen des Jahres besiegte der Obersekundaner P. Heißel sämtliche Gegner beim Herren-Einzel des Herforder Tennis- und Skiklubs und erhielt damit den ersten Preis. Bei den Kämpfen um die Ostwestfälische Meisterschaft kam er bis ins Endspiel. Auffallende Erfolge hatten auch die Untersekundaner U. Kansteiner und R. Kiessner errungen.

Der Wintersport, voran der Skisport — ermöglicht durch eine großzügige Ski-Spende — kam leider noch nicht zu seinem Recht bei dem bisher so ungewöhnlich milden Winter. Hoffentlich können bald die üblichen Wochenendfahrten ins Sauerland beginnen.

Im Schwimmen war das Gymnasium immer wieder vorne. Nun ist auch der Start zu anderem Wassersport mit Hilfe gütiger Spender gegeben: die Schule hat ihre ersten beiden Faltboote erworben, so daß jetzt die Heimat auch auf dem Wasserwege erwandert werden kann — ein idealer Sport in unserer Gegend.

Das musische Leben am Fridericianum wird traditionsgemäß weiter gepflegt. Höhepunkte in letzter Zeit bedeuteten eine Aufführung von Schillers „Turandot“ und ein weihnachtliches Konzert im Herforder Münster.

Die Turandot-Aufführung im Schillergedenkjahr 1955 darf, wie es die Presse tat, als Glanzleistung bezeichnet werden. Die begeisterten Gäste in der überfüllten Aula am 19. und 21. Dezember waren sichtlich beeindruckt, wie Jugendliche der gewaltigen Schillerschen Rede und Dramatik gerecht werden konnten, soweit es im gegebenen Rahmen überhaupt

möglich war. Mit einem Wort: ein klassisches Schulspiel, angefangen mit der eigenen stilvollen Ausgestaltung der Bühne und der Bühnentechnik bis zur eindrucksvollen Wiedergabe auch der schwierigen und heiklen Szenen, dargestellt von Schülern und Schülerinnen aus Quinta bis Unterprima in feinem, überzeugendem Zusammenspiel. Drei Schülerinnen der Königin-Mathilde-Schule hatten in den weiblichen Hauptrollen ihr Bestes dazu gegeben. Dank gebührt nicht nur den übereifrigen Darstellern und Helfern (eine Hauptrolle war sogar doppelt besetzt!), sondern auch den Lehrkräften, die in mühseliger Kleinarbeit, die nur ein Kenner ermessen kann, die Gesamtleistung ermöglichten und zum Erfolg führten in künstlerischer wie technischer Hinsicht — last not least dem Direktor selbst.

Schulspiele in solchem Rahmen und mit diesen Anforderungen sind ein Wagnis und lassen aufhorchen. Sie können nur gelingen, wenn selbstlos das Ganze als Gemeinschaftsarbeit aufgefaßt und das echt erlebte dichterische Wort sorgfältig nachgestaltet wird. Dann können solche Aufführungen zu den schönsten Erlebnissen einer Schulgemeinde werden, ganz abgesehen von dem bildenden Wert in musischer und auch sozialpädagogischer Hinsicht. Darüber hat Verf. in einem früheren Heft ausführlich geschrieben. Wir sind glücklich, in solcher Aula mit einer Bühne — der Dank dafür ist der Stadt und den Ehemaligen schon längst ausgesprochen — den nötigen äußeren Rahmen zu haben für derlei Erlebnisse.

Das weihnachtliche Konzert im Münster am Abend des 17. Dezember beglückte die über 650 andächtigen Zuhörer aus allen Kreisen. StRat Willers mit seinem feinsinnig disziplinierten Chor hatte alte und neue weihnachtliche Weisen erklingen lassen, während in dankenswerter Mitarbeit KMD Schönstedt dazwischen Orgelmusik spielte. Wir dürfen uns freuen zu wissen, daß dieses Konzert in Zukunft immer am Sonnabend vor Weihnachten in noch größerem Rahmen als bisher gegeben wird. Übrigens wurde das ganze Konzert zum erstenmal auf unserem Tonbandgerät aufgenommen, so daß es noch nachträglich dem Musikunterricht zugute kommen kann.

Vorträge und Veranstaltungen anderer Art — wie Faßbender-Trio, Glasharfenenspiel von Hoffmann, Lichtbildervorträge von Dr. Korfsmeier, cand. med. Lachner und Photo-Brenker oder Vorträge über Zeitgeschehen, besonders ostdeutsche Fragen, — seien hier nicht im einzelnen aufgeführt. Wesentlich dürfte sein, daß auch sie zeigen, wie es an unserem altsprachlichen Gymnasium ganz und gar nicht „alt“ zugeht, und wie die rein geistige, oft recht abstrakt anmutende oder so kritisierte Arbeit — ohne die es freilich nicht geht und nie gehen wird! — aufgelockert und notwendigerweise ergänzt wird, ja eigentlich erst sinnvolles Ganzes wird durch körperlichen Sport, durch musisches Leben und Erleben, durch einen (schon in einem früheren Heft erörterten) „Humanrealismus“, der über allem anderen die lebendige Gegenwart nicht vergißt. — Im übrigen wird darauf geachtet, daß solche „außerunterrichtlichen Veranstaltungen“ nicht nur in den Rahmen der Schule passen, sondern auch in einem begrenzten Maße bleiben, denn eine Schule braucht Ruhe und Stetigkeit in der ihr aufgegebenen Arbeit.

So schloß die Schulgemeinschaft mit Lehrern und Schülern — auch die im Ruhestand lebenden Pädagogen der Anstalt waren eingeladen — das

schulische Jahr 1955 in einer besinnlichen Feierstunde am 22. Dezember. Am Ende durften die Sextaner die Flammen am Lichterbaum auspusten. Dabei hob der Direx den „kleinsten“ der Zöglinge zum „höchsten Licht“ empor — zur neidlosen (?) Freude aller — alles vielleicht auch symbolhaft zu verstehen. Im nächsten Jahr werden die wieder Jüngeren pusten, die bereits so zahlreich angemeldet sind, daß die kommende Sexta wieder voll sein wird. Am andern Ende dagegen beginnen am 20. Januar über 20 Primaner ihr heißes Ringen um das Abitur... Und also öffnet und schließt sich immer wieder der Kreis, von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation.

Heißel

Humor und Unterhaltung

Alphabetische Miscellen

T

Tautologie ist, wenn man ein Wort bildet, welches eigentlich aus zwei Wörtern besteht, die dieselbe Bedeutung haben.

Wenn man bei Pix diese Definition produziert hatte, sagte er nur: „Ei, ei, mein Lieber. Das war völlig unter dem Standpunkt der Klasse. Das war sub omni canone. Das war eine Fünf. Setz dich!“ Und dann zog er sein Notizbuch und malte eine Zeitlang darin herum. Dann wußte man, daß man es mit ihm für alle Zeiten verschüttet hatte. Niemals würde man wieder bei ihm auf einen grünen Zweig kommen. Man konnte bei ihm einpacken. Dann hatte man Pech gehabt. Daher der Name Pix, Gen. picis feminini generis.

U

Unter heißt bekanntlich im Lateinischen inter.

Die Resultate der Versetzung wurden vom Herrn Direktor in feierlicher Ansprache vom hohen Katheder der Aula aus verkündet. Jeder bekam sogar einen Platz zugewiesen, damit alle Welt wußte, wie es um ihn nicht allein absolut, sondern auch relativ stand. Es hieß demnach: Von Sexta nach Quinta versetzt: Als erster . . . , zweiter . . . , dritter . . . und so fort.

Aber auch die Nichtversetzten wurden öffentlich bekannt gemacht. Auch da hieß es: Nicht versetzt sind: Als erster . . . , zweiter . . . , dritter . . . und so fort. Manchmal waren es zehn und noch mehr. Die Zeit war hart und die Erziehung war auch hart. Der erste, welcher so genannt war, hatte nur den einen Trost, nämlich den, daß er von sich sagen konnte, er sei Primus inter pares.

V

„Verflucht und zugenäht“ sagte J ä m m e l, da versuchte er, weil er nicht präpariert war, die Übersetzung aus dem Schmook vorzulesen. Das geriet ihm aber miß, da er etwas vorlas, was in dem Textbuch ausgelassen war. Da bekam er zwei Stunden Karzer. Wenn einer Karzer bekam, dann war das so, als wenn ein Einjähriger drei Tage Mittelarrest kriegte. Dann war es mit der Beförderung Essig.

J ä m m e l zog daraus auch die Konsequenzen. Er schrieb ein Drama, welches im Lokaltheater seine Uraufführung mit gemischtem Erfolg erlebte. Daraufhin bekam er die Erlaubnis von seinem Vater, sich als Schauspieler zu betätigen. Er ging von der Schule ab und kam nach Berlin, wo er später die großen Revuen leitete.

W

Wißt ihr wohl alle, ihr Freunde, wie wütend Kurt ist gewesen, wenn er vom Frauchen gebeten, den blauen Rock mußte anzieh'n?

Wir haben allen Grund anzunehmen, daß sich die Geschichte dieses blauen Rockes folgendermaßen abgespielt hat.

Es ist eine absolute Gewißheit, daß dieser blaue Rock nicht von der Stange gekauft worden ist. Denn erstens war er auf lange Sicht gebaut. Der Stoff, den er gewählt hatte, war sozusagen immerwährend. Er hätte ihn, selbst wenn er ihn täglich angezogen hätte, nicht in fünfzig Jahren verschleißeln können. Und zweitens war sein Schnitt derartig, daß man auf den ersten Blick sah, daß er nach einem persönlichen, individuellen, auserlesenen Geschmack geschneidert war. Er war etwas militärisch zugeschnitten. Deshalb ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er ihn bestellt hatte, als er sich zur Ableistung seines militärischen Dienstes als Einjährig-Freiwilliger gemeldet hatte, aber wegen nicht ganz 100%iger Tauglichkeit zum Landsturm ohne Waffen überschrieben worden war. Es war ein dunkelblauer Rock, so wie ihn Militärpersonen in Preußen zu tragen pflegten, wenn sie Infanteristen waren. Er hatte zwei Reihen großer Knöpfe, die von oben nach unten, das heißt von der Brust zur Taille hin, zusammenzulaufen schienen, also nicht parallel gehalten waren. Wenn man sich eine Vorstellung davon machen will, braucht man sich nur das Bild von Kriegsminister v. Roon anzusehen. Auch Moltke hatte einen solchen Rock, während Bismarck meistens in Kürassieruniform mit einem langen Pallasch, einem Stahlhelm und einem Küras einherwandelte.

Auch bei Kurtchen war er auf Taille gearbeitet, so daß er eine völlig einwandfreie schnittige Figur darin machte, aus der er natürlich im Laufe der Jahre ein wenig herausgewachsen war. Seine ganze Gestalt hatte sich somit seiner Nase angepaßt, die von Natur schon etwas knuwwelig geraten war.

Aber immerhin wurde seine Figur durch den Rock doch etwas sozusagen emporgestreckt, so daß man ihm nicht anmerkte, daß er das Gardemaß bei weitem nicht hatte, sondern sich mit etwa 1,70 m begnügen mußte. Er wirkte, wenn man ein neuzeitliches Wort gebrauchen darf, im ganzen vollschlank.

Als dieser Rock ihm prall und fest auf den Leib angepaßt wurde, war er etwa 25 Jahre alt. Er hatte in dieser Zeit sein philologisches Staatsexamen mit Auszeichnung gemacht und zwar als Altphilologe und Historiker.

Da er dieses Examen in Leipzig ablegte, fiel es gar nicht auf, daß er sich einer Sprache bediente, die man als Sächsisch zu bezeichnen pflegt. Diese Sprache behielt er dann auch sein ganzes Leben lang bei, selbst als er in eine Gegend versetzt wurde, die es nicht verstand, wie man das weiche

B und das harte P derartig durcheinander werfen konnte, wie er es tat. Und zwar tat er das mit vollem Bewußtsein, indem er sich an dem Erstaunen weidete, welches seine Aussprache immer wieder von neuem erregte.

Aber um wieder auf besagten blauen Rock zu sprechen zu kommen, muß noch gesagt werden, daß er diesen Rock anhatte, als er den ersten Annäherungsversuch an seine nachherige Gattin machte. Und als er sie später fragte, warum sie gerade ihn als Gatten auserkoren hätte, da antwortete sie hold errötend, daß sie nach dem Zuschnitt seines Rockes annehmen zu können geglaubt habe, daß er Reserveleutnant in Zivil gewesen sei. Und im Anschluß an dieses Geständnis bat sie ihn dann, diesen schönen erinnerungsreichen Rock so oft wie möglich anzuziehen. Und das versprach er ihr.

Nun wurde aber bei der guten Pflege, die seine Gattin ihm angedeihen ließ, der Rock immer enger und praller. Und das trotz des geringen Gehaltes, welches die Gymnasiallehrer bezogen. Wie sie das fertiggebracht hat, bleibt bis heute noch rätselhaft. Vielleicht kam ihr eine gewisse Anlage zu Hilfe. Beim Zuknöpfen merkte man es zuerst.

Dann aber fing es in der Folge auch an, in den Nähten zu knistern, wenn er für seine junge Frau etwas Holz kaputt machen oder wenn er aus seinem Bücherbord ein Buch herauslangen wollte.

Seine Frau sah oder hörte sich dieses Knistern eine Weile an. Dann aber stellte sie ihn vor die Wahl, den Rock von einem Schneider weiter machen zu lassen oder sie müßte ihm den Brotkorb etwas höher hängen unter der bekannten Devise: FDH, was heißen soll: Friß die Hälfte.

Wenn er sich den Brotkorb höher hängen lassen würde, so überlegte nunmehr unser Kurt, so würde er zugleich Geld damit sparen. Er würde aber hungern müssen. Und Hunger tut weh, wie ein Sprichwort besagt. Wenn er den Rock zum Schneider schickte, so kostete das Geld. Und so stand er vor zwei Problemen, wie einst Herkules am Scheidewege.

Aber sollte es nicht ein Drittes geben? so fragte er sich. Und siehe da, er fand einen Ausweg. Er schlug nunmehr seiner Frau vor, den Rock einstweilen in den Schrank zu hängen und ihn daselbst so lange hängen zu lassen, bis ein Sprößling angekommen sei, dem man in vorgeschrittenem Kindesalter eine schöne blaue Hose daraus machen lassen könnte.

Seine Gattin überlegte eine Weile. Dann erklärte sie kurz und bündig: Nie und nimmer. Denn erstens weiß man nicht, ob es ein Junge oder ein Mädchen wird. Was würden die Leute lachen, wenn dies im letzten Fall mit einer preußisch-blauen Hose herumliefe? Und zweitens würdest du, wenn der Rock auch nur einige Monate tatenlos im Schrank hänge, unfehlbar gar nicht mehr hineinpassen. Nein, nein, das geht nicht. Du und dein Rock, ihr beide gehört nun einmal zusammen. Ihr dürft euch nicht auseinanderleben. Ihr müßt euch gegenseitig gewohnt bleiben.

Und so kam es denn, daß sich die Eheleute in der Mitte einigten. Der Rock wurde nach Bedarf zum Schneider geschickt, damit er geweitet würde. Aber Kurtchen brauchte ihn von da an nur noch alle Vierteljahr anzuziehen. Es sei hier noch verraten, daß diese Änderung zweimal vorgenommen werden konnte. Zum dritten Male ging es nicht mehr, weil kein Stoff mehr in den Nähten ausgelassen werden konnte, weil

keiner mehr drin war. Der Kompromißjunge war inzwischen auch ein Mädels geworden. Und dabei blieb es denn endgültig.

An dem Tage aber, an dem er gemäß der Verträge seinen blauen Rock anziehen mußte, war er eine Qual, wenigstens für seine Schüler.

An diesem Tage sächselte er nicht, sondern sprach deutsch oder Fraktur. Er zog auch nicht, wie sonst immer am Anfang der Stunde, seine Uhr aus der Westentasche und legte sie vor sich auf das Katheder, um gar nicht zu lange zu wirken. Er fuhr auch nicht mit freundlichem Augenrollen mit seinem Bleistift die Reihen herunter. Er rief kurz und knapp die betreffenden Namen auf, und bei der geringsten Stockung im Vortrag sagte er ebenso kurz: Setzen! Vier!

An diesem Tage ging alles quer. Wehe den armen Eleven, die eine große Repetition zu absolvieren hatten, oder die ein Extemporale schreiben mußten!

Und so kann man sich nicht wundern, wenn man hört, daß der erste, der morgens sah, daß er den ominösen Rock anhatte, zitterig in den Beinen wurde, und daß dieses Zittern sich in Form einer Kettenreaktion fortsetzte und eine Vorstellung von dem Gefühl gab, das die Römer befiel als es hieß: Hannibal ante portas!

Aber am nächsten Tage war alles vergeben und vergessen, und beim Trimesterzeugnis stellte es sich an Hand der von ihm ausgeteilten Zensuren heraus, daß er alles nur gemimt hatte.

Er war ein Prachtkerl.

Fr. Schwagmeyer

Die Herforder Wilden

In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts führte ein Herforder Schausteller einmal zwei Wilde vor, die viel wilder waren, als alle bisher von der Konkurrenz gezeigten Wilden. Nur in schweren Eisenketten kamen sie aufs Podium, da sie sich sonst zerfleischt und sicher auch noch die Zuschauer in Mitleidenschaft gezogen hätten.

In ihrer ohnmächtigen Raserei stießen sie fürchterliche Schreie aus, die alt und jung durch Mark und Bein gingen. Ohne Zweifel waren sie der Hauptanziehungspunkt der damaligen Märkte. Ihre Wildheit ging so weit, daß sie lebenden Hühnern und Kaninchen die Köpfe abschlugen, sich am frischen Blute berauschten und sogar das rohe Fleisch verschlangen, welches ein zivilisierter Mensch doch nur in gehacktem Zustand und unter Beifügung von viel feingeschnittenen Zwiebeln verzehrt, evtl. noch mit einem Eidotter und Sardellen.

Nun hatten diese Kannibalen noch eine besondere Eigenschaft, die einem Zuschauer auffiel. Wenn sie sich nämlich im Lauf ihrer Vorführung die nötigen Stichworte gaben, dann geschah dies auf Herforder Platt.

Dieser Zuschauer konnte sich nun nicht enthalten, sie ebenfalls solchermaßen anzureden, worauf sie ihm im gleichen Idiom ziemlich grob erwiderten, er solle doch ja seine Klappe halten. Dies tat er nun leider nicht, sondern hängte die Sache an die große Glocke, und der Ausdruck „Herforder Wilde“ war geprägt. Damals grassierte er in ganz Minden-Ravensberg, heute — soweit mir bekannt — aber nur noch in unserer schönen Nachbarstadt Bielefeld.

Wenn die Wogen der Erregung hoch gehen, wie z. B. beim Fußballspiel, dann klingt er immer wieder auf, und ich habe mich von jeher gefragt, warum wohl gerade in Bielefeld dieses Schlagwort so fest verwurzelt ist.

Nach langen Jahren des Überlegens glaube ich nun, dieser auffälligen Erscheinung an Hand eines geschichtlichen Geschehens auf den Grund gekommen zu sein.

Es war wohl im 13. Jahrhundert, daß Bielefeld einmal von den Herfordern erobert wurde. Herr Oberstudiendirektor Schierholz ist sicher in der Lage, die genaue Jahreszahl festzustellen. Damals sollen sich die Herforder in der eroberten Stadt ziemlich wild benommen haben, an der Spitze die damaligen Bewohner der Bergertormauer.

Aber das Schlimmste war, daß die Bielefelder obendrein schwören mußten, bis in die fernste Zukunft sich nicht zu rächen. Bieder und ehrlich von Natur, wie unsere Nachbarn nun einmal sind, haben sie bis heute diesen Schwur getreulich gehalten, und ich glaube, daß auch die kommenden Generationen unbedingt zum Worte ihrer Vorväter stehen werden, obwohl es ja ein erzwungener Schwur war.

Daß aber erzwungene Abkommen Ressentiments hinterlassen, das haben wir ja am Versailler Vertrage gesehen. Somit wollen wir den Bielefeldern dieses harmlose Ventil für ihre verständlichen Komplexe gerne gönnen und froh sein, daß wir solch charakterfeste Nachbarn haben, zumal sie uns ja, wenn nicht an Geist, so doch an Zahl überlegen sind.

C. H. Huchzermeyer

Im Jahrhundert des Kindes

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht.“ So steht es in der Heiligen Schrift.

„Jedes Spiel auf diesem Platz ist verboten. Zuwiderhandlungen werden zur Anzeige gebracht.“ So steht es an der Münsterkirche zu Herford.

C. H. Huchzermeyer

Mitgliederverzeichnis

Neuzugänge:

Anschriftenänderungen:

Die Vereinigung gratuliert zur Vermählung:

zur Verlobung:

zur Geburt einer Tochter:

Hier spricht der Kassierer:

Liebe Ehemalige!

In meinem Kassenbericht mußte ich darauf hinweisen, daß die Beiträge zu einem — allerdings kleinen — Teil eigens angemahnt werden müssen. Dadurch entstehen der Vereinigung, d. h. den pünktlich zahlenden Mitgliedern, unnötige Kosten und mir eine ärgerliche Arbeit. Daß die Gemahnten die Mahnungen nicht gern sehen, darf ich ohne weiteres annehmen. Daß mit Beginn des neuen Kalenderjahres die Beiträge fällig werden, ergibt sich aus § 3 Abs. 5 unserer Satzung. Darf ich die Bitte aussprechen, sie möglichst sofort zu überweisen; es könnte sonst in Vergessenheit geraten.

Und noch eins: Bekanntlich sind Mitglieder ohne eigenes Einkommen beitragsfrei. Es gibt nun tatsächlich solche, die der Vereinigung mitteilen, daß sie beitragspflichtig geworden sind. Möchten das nicht auch die übrigen tun?

Konten der Vereinigung finden sich immer auf der letzten Seite des Friederizianers.

Im Interesse aller würde ich mich freuen, wenn mein Appell nicht ungehört verhallte.

Mit freundlichen Grüßen
Georg Boecker.

Nachruf

Rudolf Maßmann

geboren 14. September 1883

gestorben 1. Januar 1956

Eine Zeitung aus Höxter veröffentlichte nachstehenden Nachruf über ihn:

Ein angesehener Bürger unserer Stadt, Fregattenkapitän a. D. und Generalarbeitsführer a. D. Rudolf Maßmann, ist am 1. 1. 1956 im Alter von 72 Jahren einem schweren Leiden erlegen. Mit ihm schied ein untadeliger, begeisterter Soldat, der in beiden Weltkriegen als Seeoffizier teilnahm, und ein vorbildlicher Christ, dessen Bescheidenheit und Lauterkeit besonders hervorstechende Eigenschaften waren.

Schon in der Schule schwärmte der junge Maßmann, Sohn einer alten Pastorenfamilie, für die kaiserliche Kriegsmarine. Und er erzählte uns oft voller Stolz, daß er mit dem Kriegshelden von 1914—18, dem U-Boot-Kommandanten Weddigen, die Schulbank drückte. In Dortmund am 14. September 1883 geboren, verbrachte der Verstorbene die Jugendjahre in Herford. Nach dem Besuch des Gymnasiums trat er im Jahre 1902 der kaiserlichen Kriegsmarine bei. Als Seeoffizier machte er den ersten Weltkrieg auf den Linienschiffen „Westfalen“, „Schleswig-Holstein“ und zuletzt auf der „Schlesien“ mit. 1919 mußte er nach dem unglückseligen Ausgang dieses Krieges den Abschied nehmen. Er schied aus der alten kaiserlichen Kriegsmarine mit dem Range eines Korvettenkapitäns.

In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg betätigte sich der Verstorbene in der kaufmännischen Branche, und auch hier stand er, der stets Bescheidene und Zurückhaltende, seinen Mann. 1933 wurde er in den damaligen Reichsarbeitsdienst berufen. Er wirkte hier bis 1940. Ende November des gleichen Jahres führte ihn der Weg wieder zur Kriegsmarine, wo er volle vier Jahre bis zum Jahre 1944 als Fregattenkapitän — stets in Norwegen — seiner soldatischen Pflicht genügte. Als damals 62jähriger geriet er in russische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst nach vier Jahren und vier Monaten entlassen wurde.

Mit Hungerödem kehrte er in die Heimat zurück; er litt, aber er klagte nie. Und so kannten ihn alle, die mit diesem großartigen Mann zusammenkamen. Er war ein Vorbild für alle. kn.

Anschriften des Vorstandes:

1. Vorsitzender: Rechtsanwalt Hermann Lümekemann, Herford, Unter den Linden 34, Ruf 30 18. Schriftführer: Erich Kaufhold, Herford, Oetinghauser Weg 39, Ruf 28 44. Kassierer: Georg Boecker, Herford, Alter Markt 5, Ruf 31 84. Schriftleiter: Konrad Giebeler, Herford, Steinweg 1, oder Bielefeld, Luisenstraße 41. — Konten der Vereinigung: Postscheckkonto Hannover 1291 71 / Stadtparkasse Herford 39 78. Jahresbeitrag 6,— Mark, Mitglieder ohne eigenes Einkommen sind beitragsfrei.

Druck: Busse, Herford